

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 44 (1950)
Heft: 20

Rubrik: Afrikabrief : Abenteuerliche Fahrt

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Afrikabrief

Abenteuerliche Fahrt

Aus einem Brief: Wir fuhren abends 4 Uhr in Bukavu weg. 40 Kilometer weiter nördlich holten wir zwei Belgier ab, die unsere Pflanzung besuchen wollten. Kaum waren wir wieder unterwegs, zog ein heftiges Gewitter über die Gegend. Ein wahrer Sturzregen ergoß sich über unser Auto. Die Straße war schlüpfrig. Zudem bestehen die Wege hier oben aus lauter Ränken, Tausenden von Ränken. Nur ausnahmsweise gibt es ein gerades Stück von 50 Metern. Ständig geht es auch auf und ab. Der Chauffeur muß ununterbrochen bremsen, schalten und drehen. Und weil ich wegen des Regens den Weg nicht gut sah, war das Fahren besonders gefährlich und ermüdend.

Unglücklicherweise versagte auch der Scheibenwischer. Ich mußte ihn mit der Hand bedienen. Und so ging es einhändig Hunderte von Kilometern. Schon lagen zwei Pässe von 2050 und 2150 Metern Höhe hinter uns. Um ½12 Uhr sah ich plötzlich eine Wasserlache vor mir. Ohne Bedenken fuhr ich hinein und hoffte, wie schon oft, bald wieder heraus zu sein. Da, ein Rank: vor mir lag ein kleiner See. Und schon stand der Wagen bis zum Trittbrett im Wasser. Sofort stoppte ich. Herr N. (mein Vorgesetzter aus Basel), einer der Belgier und ich zogen die Schuhe und Strümpfe aus und stülpten die Hosen hoch. Der zweite Belgier, ein Angsthase, getraute sich nicht auszusteigen. Wir andern drei schoben barfuß den Wagen rückwärts. Unterdessen stieg das Wasser ständig. Auf einer Seite begann es, in den Wagen einzudringen. Wir brauchten eine volle Stunde, bis wir ihn auf festem Boden hatten. Ich setzte mich wieder ans Steuerrad. Aber nun brachte ich den Wagen nicht mehr in Lauf.

Der Galgenhumor packte mich. Herr N. bekam nun recht zu spüren, wie es uns in Afrika hin und wieder geht. Man tritt den Heimweg an und hofft, in wenigen Stunden zu Hause zu sein. Aber aus Stunden werden Tage. Ich überprüfte alle Kabel. Und nach einer weitem Stunde lief der Wagen wieder. Aber was sollten wir nun machen? Das Wasser versperrte uns immer noch den Weg. Seit Mittag hatten wir nichts mehr gegessen. Im Wagen war nichts als ein paar rohe Schweinskoteletten, die ich heimbringen wollte. Einer der beiden eingeladenen Belgier meinte: «Man krepirt ja vor Hunger!» Das war Herrn N. unangenehm. Wieder lachte ich im stillen. Obschon ich recht müde war von der strengen Fahrt, dachte ich: «Dem will ich abhelfen; ich will meinen Herren in der Schweiz einmal zeigen, wie man sich in Afrika zu helfen weiß.»

Drei Kilometer weiter rückwärts lag das Haus eines Pflanzers. Schon mehrmals hatte er mich eingeladen, aber bisher war ich noch nie dazu gekommen, ihn zu besuchen. Nun wollte ich ihn aus dem Bette holen und bitten, uns etwas kochen zu lassen. Trotzdem die Straße schmal und steil war, gelang es, den Wagen zu kehren. Fünf Minuten später standen wir vor dem Hause des Pflanzers. O je! er war weg und hatte seinen Koch mitgenommen. Nach und nach kamen einige seiner Boys herbei und öffneten uns das Haus.

Die drei Herren waren froh, irgendwo im Trockenen sitzen zu dürfen. Im Empfangszimmer berieten wir, was nun zu tun sei. Die Boys erklärten, alles sei eingeschlossen und rien à manger (nichts zu essen). Aber ich lasse mich in solchen Lagen nicht erschrecken. Ihr kennt meine Schwäche für das Metier (Handwerk) eines Kochs. Ich weiß ungefähr, welche Kästchen man aufmachen muß, um das nötige Geschirr zu finden. Die Pfannen und die Tischgeräte werden ja nicht abgeschlossen. Als Pflanze ist mir ferner bekannt, daß die Hühner Eier legen und die Kartoffeln wachsen, auch wenn der Meister nicht zu Hause ist. Heimlich schickte ich zwei Boys mit einer Laterne in den Garten, um Kartoffeln auszugraben und im Hühnerhaus Eier zu suchen. Ich selbst holte Teller, Messer und Gabeln, fand auch ein Tischtuch und begann, den Tisch zu decken. Verwundert schauten mir die drei Herren zu. «Was soll das bedeuten», fragten sie, «wenn es doch nichts zu beißen gibt!» Ich beruhigte sie: «Habt keinen Kummer. In einer Stunde steht sicher etwas Eßbares auf dem Tisch!» Dann begab ich mich in die Küche und stellte alles zusammen, was nicht eingeschlossen war. Salz und Pfeffer waren vorhanden, aber weder Fett noch Butter. Dagegen fand ich in einer Pfanne noch einen Rest Oel. Während die Boys Kartoffeln rüsteten, holte ich die Koteletten im Wagen. Sie waren ziemlich heiß, was mir recht war. Ich schnitt das Fett weg und schmolz es. Nun war es mir möglich, Pommes frites (gebackene Kartoffelstängelchen) zu backen. Bald zischten auch die Koteletten in der Pfanne. Aus den Eiern machte ich eine Einlaufsuppe, der ich am Schluß noch das beifügte, was an Fett und Sauce (Brühe, Tunke) übriggeblieben war. Kaffee fehlt auf einer Kaffeepflanzung auch nicht. Und nach wenig mehr als einer Stunde stand ein gutes und reichliches Nachtessen auf dem Tisch.

Die drei Herren wurden wieder fröhlich. Ihr Hunger war so groß, daß sie fanden, sie hätten noch nie so gut gespeist. Nach dem Essen fuhr ich mit Herrn N. zur überschwemmten Stelle. Mit dem Licht einiger Zündhölzchen berechnete ich, wie lange es noch dauern werde, bis sich das Wasser verlaufen habe. Dann fuhren wir zurück und meldeten unsern

Gästen, in einer Stunde sei die Weiterfahrt möglich. Die Boys wurden verabschiedet. Jeder bekam ein gutes Trinkgeld. Und dem abwesenden Hausherrn hinterließen wir einen Dankbrief für die gute Bewirtung.

Im Auto wurde wieder gelacht und gescherzt. Ich freute mich, daß mein Vorgesetzter Gelegenheit erhalten hatte, ein solches Abenteuer zu erleben. Einer der Herren meinte: «Hepp a une résistance comme il y en a peu; c'est incroyable. Et comme il sait faire du Tchopp, c'est épatant» (H. ist widerstandsfähig wie wenige; es ist unglaublich. Und wie gut er kochen kann.) Ich sprach wenig, bediente wieder mit einer Hand den Scheibenwischer und fuhr weiter in die Nacht hinaus. Saké (eine Landungsstelle am Kivusee) kam in Sicht. Rechts vorn leuchtete der Nyiragongo (ein feuerspeiender Berg).

Plötzlich fiel mir ein sonderbares Geräusch unter dem Wagen auf. Ich verlangsamte die Fahrt. Die andern wurden still. Jeder dachte: welche Fahrt! Sie wußten, daß etwas nicht in Ordnung war. Aber keiner wagte zu fragen. Sie waren froh, daß ich nichts sagte und weiterfuhr. In Saké hielt ich an. Es war noch ganz dunkel. Glücklicherweise hatte ich eine starke Taschenlampe bei mir. Mutig kroch ich auf der schmutzigen Straße unter den Wagen. Das Auspuffrohr war in seiner ganzen Länge losgerissen. Leider hatte ich keinen Draht bei mir, um es wieder zu befestigen. Endlich fand ich hinter einem Hause einen Tragstuhl (Neger tragen mit solchen Stühlen die Europäer durch den Urwald). Der war mit Drähten an den Tragbalken festgebunden. Ich riß ein Stück Draht los, und nach einer halben Stunde war der Mangel behoben. Unterdessen war es 4 Uhr geworden. Ein Viertel nach 6 Uhr (also nach 14 Stunden) kamen wir in Bohenda (zu Hause) an. Gerade recht zum Morgenessen.

-pp.

Gebärdensprache der Indianer

Es gab eine Zeit, in der die Indianergeschichten einen großen Teil von dem ausmachten, was die Jugend zu lesen pflegte. Wie sie lebten, was sie aßen, wie sie sich kleideten, wie sie wohnten und wie sie miteinander sprachen, davon machten sich die Leser ein zwar romantisches, doch nicht ganz unrichtiges Bild. Eines wird jedoch völlig vergessen: Die hochentwickelte, sehr reiche und feine Gebärdensprache, über die unsere roten Brüder verfügten, mit der sie alles sagen konnten, was ihr Herz bewegte. Die Gebärdensprache hatte neben der Mundsprache eine große Bedeutung für sie: Auf der Jagd, wenn beim Ueberlisten des Wildes und während der gegenseitigen Kriege beim Beschleichen des Feindes die größte Stille geboten war, taten die Gebärden gute Dienste.

Während zum Beispiel der englische Arbeiter über nicht mehr als 600